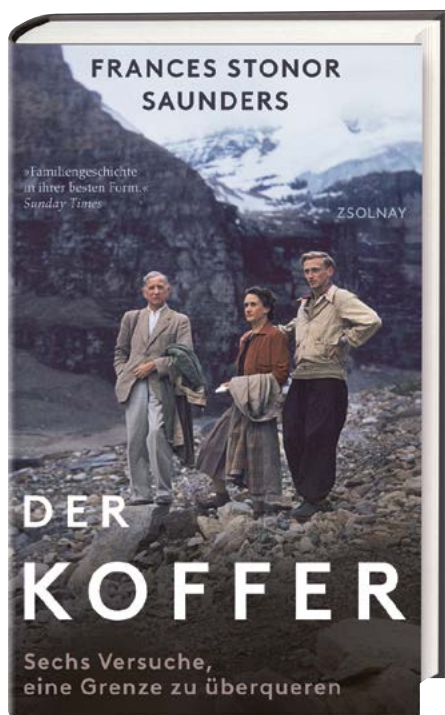


Leseprobe aus:  
**Der Koffer**  
Frances Stonor Saunders



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2024 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien







Frances Stonor Saunders

# DER KOFFER

Sechs Versuche,  
eine Grenze zu überqueren

Aus dem Englischen von  
Brigitte Hilzensauer

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
*The Suitcase. Six Attempts to Cross a Border*  
2021 bei Jonathan Cape in London.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-552-07392-0

Copyright © Frances Stonor Saunders 2021

First published in the UK in 2021 by Jonathan Cape,  
an imprint of Vintage

Alle Bilder Copyright © Frances Stonor Saunders, außer:

S. 69 (Volkstrachten) und S. 87 (Roy Redgrave in Doftana):

© Roy Redgrave estate; S. 237 (Der Koffer): © Hugo Saunders

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© 2024 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nele Steinborn, Wien

Autorinnenfoto: Sophia Spring

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: © Peter Saunders

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



**MIX**  
Papier | Fördert  
gute Waldnutzung  
**FSC® C014496**

*Geh und such das, was verborgen  
hinter dieser Berge Höh'  
Ein Geheimnis auf dich wartet,  
darum zage nicht ... und geh ...*

Rudyard Kipling, »Der Entdecker«

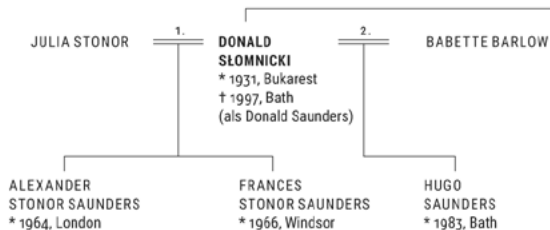
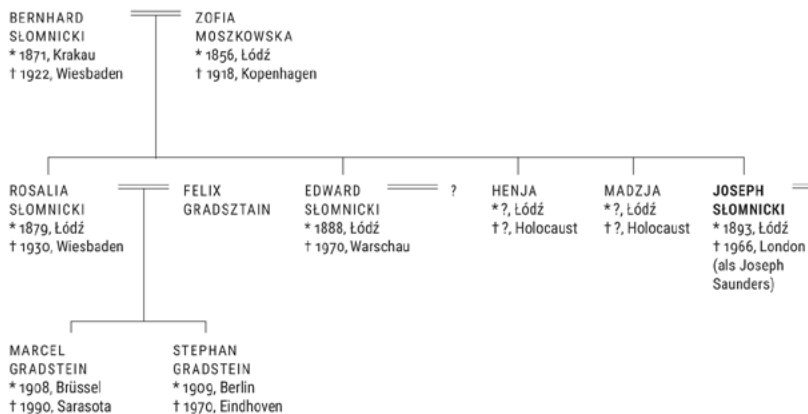
*Da sind die Alpen ...  
Du wirst einen großen Umweg machen müssen,  
willst du ihnen ausweichen.*

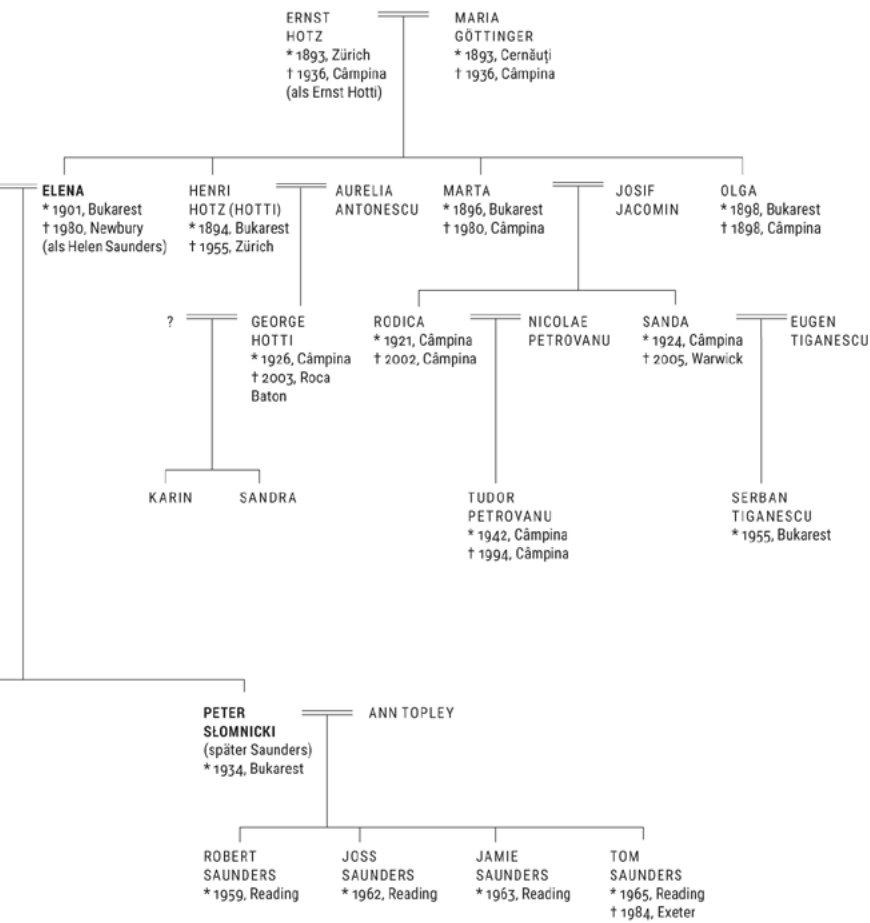
Basil Bunting, auf dem Vorsatzblatt  
von Ezra Pounds »Cantos«



Für meine Brüder  
Alexander und Hugo









# EINS

*Sollen wir denn glauben, Vater, es gebe Seelen,  
Die von hier aufsteigen bis zum Himmel der Oberwelt  
Und wiedereintreten ins träge Schleppen des Körpers?  
Was hat sich dieser armen Seelen bemächtigt?  
Warum dies irre Verlangen, zurück ans Licht?*  
Seamus Heaney, »Aeneid«, Buch VI



Elena arrangiert Blumen im Wohnzimmer in Câmpina, um 1933.

Der Koffer kam lange nach dem Abgang seines Besitzers. Zehn Jahre zuvor hatte man ihn mir an einem elenden, waffenmetallgrauen Morgen voller Regen und Tränen auf dem Parkplatz einer Londoner Kirche ausgehändigt. Der Koffer ist kalkfarben, regenfleckig, umfasst von hölzernen Streben, die sich verzogen haben. Er riecht nach Feuchtigkeit und den abgestandenen Dünsten der Vergangenheit. Er ist mit zwei rostigen Schnappriegeln versperrt, doch es gibt keinen Schlüssel, also muss man ihn wohl aufbrechen. Ich habe es nicht versucht.

Er ist sehr schwer, ich habe ihn mühsam ins Auto gewuchtet. Meine Mutter, die an jenem Tag bei mir war, blieb ungewöhnlich still, als ich sie nach Hause fuhr. Sie sagte bloß: »Wenn du diesen Koffer öffnest, wirst du ihn nie wieder schließen.«

Meine Mutter genießt zwar eine gewisse Art Komplikationen (die korrekte Sitzordnung für Trauergäste bei einem Begräbnis austüfteln, jemanden mit einer zweitklassigen Briefmarke – für langsamere Beförderung – beleidigen, Genealogie), hegt aber eine ausgeprägte Abneigung gegen andere (den Abwasch erledigen, eine Batterie wechseln, einen Koffer packen oder auspacken), doch ich habe den Verdacht, ihr Kommentar meinte eine weiter gefasste Möglichkeit, dass es schwierig werden könnte, als die bloß praktische. Ich habe nicht gefragt, denn ich wollte nicht darüber sprechen. Ich stellte den Koffer auf ihren Dachboden, und dann, ein paar Monate später, erklärte sich mein Onkel bereit, ihn in sein Haus mitzunehmen, wo er ihn auf seinen Dachboden stellte. Auf meinem Dachboden wollte ich ihn nicht haben. Das will ich nach wie vor nicht. Noch nicht.

Der Koffer gehörte meinem Vater. Er starb 1997 mit 65 Jahren, obwohl er sein finales Verschwinden beinahe ein Jahrzehnt lang verfeinert hatte, seit der Arzt ihm erstmals mitgeteilt hatte, dass er an Alzheimer leide. Nach der Diagnose hatte er das Wort auf einen gelben Sticker geschrieben und den in sein Tagebuch geklebt, für den Fall, dass er den Namen der Krankheit vergaß, die einen alles vergessen lässt. Die Krankheit schien aggressiver zu werden, nachdem er erfahren hatte, dass er darunter litt. Zeit, Entfernungen, Dinge, Menschen – jeder Orientierungspunkt auf seiner mentalen Landkarte verschob sich um einige Grade. »Das ist sehr gut, das kann ich empfehlen. Du schneidest es auf, an den Rändern ist es irgend-

wie hart und wirklich ganz köstlich. Ich kann mich nicht erinnern, wie es heißt.« »Es ist ein Laib Brot.«

Jeden Morgen ging mein Vater mit dem Hund spazieren. Eines Tages vergaß er den Hund und ging mit der Leine Gassi. Wann immer ihm klar wurde, dass etwas nicht stimmte, eilte er zu seinem Tagebuch mit dem gelben Post-it-Sticker. Das war sein Polarstern, und solange er ihn fand, schien er – gerade noch – mit einer Wirklichkeit in Kontakt, die ihm entglitt. Wie nicht anders zu erwarten, verlor er manchmal den Sticker, und dann schrieb er sorgfältig einen neuen. Allmählich verlor er den Überblick darüber, wie die Buchstaben angeordnet wurden, und das Wort zerfiel in Stücke:

A-l-z-h-e-i-m-e-r

A-z-h-i-e-m-e-r-l

A-h-z-m-i-e-l-e-r

Und dann zerbrachen alle Worte in Stücke. Irgendwann vergaß er, wie das Sprechen ging. Gelegentlich kamen ein paar Worte heraus, aber sie ergaben keinen Sinn, es gab keinen Kontext mehr. Nur seine physischen Angewohnheiten blieben intakt – die Art, wie er ging, wie er seine Haare kämmte, damit sie nicht auf die falsche Seite fielen, die Art, wie er sein Taschentuch aus der Tasche nahm und einen Knoten hinein machte. Das hatte er immer getan, um sich an etwas zu erinnern – aber jetzt, an was?

Als es wirklich schlecht aussah, holte ihn seine zweite Frau aus dem Pflegeheim, wo Pflege war, aber kein Heim, nach Hause. In den letzten paar Tagen nahm er keine Flüssigkeit zu sich, seine Lippen trockneten aus und blättern ab wie alte Farbe. Die Pflegerin befeuchtete sie mit einem in Wasser ge-

tauchten Wattestäbchen. Er röchelte pausenlos, der Abstand zwischen den Atemzügen wurde länger. Wir beugten uns näher zu seinem Mund und zählten zehn, elf, zwölf, dreizehn Sekunden, immer noch kein Atem. Gerade wenn man dachte, das sei jetzt der Tod, kam er wieder, ein langes Gurgeln, als liefe ein Abfluss ab, und wir wichen erstaunt zurück.

Ich fuhr zu dem nahen Benediktinerkloster, um den alten Abt abzuholen, der sich bereit erklärt hatte, die Letzte Ölung vorzunehmen; mein Vater war zwar nicht katholisch, aber es wäre ihm egal gewesen. Es war ein nasskalter Abend mit Schneematsch, ich konnte kaum die Straße erkennen. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und so bat ich den Abt, mir zu erklären, was die Sieben Todsünden seien. »Meine Güte. Lassen Sie mich nachdenken.« Er konnte nur vier nennen. Ich hatte den Eindruck, er sei selbst ein wenig dement. Während er die Sterbesakramente spendete, verlas er sich ein paar Mal, und wir mussten kichern. Er ging, mein Vater röchelte weiter bis zum nächsten Abend, und dann hörte die Atmung endgültig auf.

Wir legten ihm eine wilde Blume aus dem Garten in die Hände und falteten sie auf seiner Brust. Seine Finger hatten dieselbe Farbe wie das vergilbte Email des Küchenherds, aber sein Gesicht begann ein wenig voller zu werden, als vollführe das Blut einen letzten, trotzigem Rundgang durch seine Gefäße. Für einen Augenblick verschwanden die tiefen Sorgenfalten auf seiner Stirn, und er ergab sich einer tiefen Ruhe. Er sah erstaunlich gut aus. »Wie ist es?«, wollte ich ihn fragen. »Geht es dir jetzt besser?«

Die Bestatter legten ihn in einen violetten Leichensack und brachten ihn weg. Ein paar Tage später ging Alexander, mein älterer Bruder, zum Bestatter, um einen Sarg auszusuchen. Er

berichtete, Daddy sei in einer Garage untergebracht, die, so hatte man betont, an Bestattungsstandards angepasst worden war. Wir stopften seine Kleidung und Schuhe in ein paar schwarze Müllbeutel und brachten sie in einen Wohltätigkeitsladen. In diesen rätselhaften Tagen nach seinem Tod, während er noch in der klimatisierten Garage und die Normalzeit auf Eis lag, dachte ich, dass wir seine Sachen durchsehen würden, aber das geschah nie.

Ich habe ein paar Dinge, die ihm gehörten. Zwei Sixpence-Münzen, die ich bei einer viel früheren Räumaktion entdeckt hatte, als er und meine Stiefmutter übersiedelten. Die Münzen steckten in der Brusttasche seiner Nationaldienst-Uniform, die in die Abfallmulde kam, zusammen mit einer kleinen gläsernen Ente, die er immer wieder herausnahm, aber schließlich rausrückte, als wir darauf bestanden, sie sei es nicht wert, aufgehoben zu werden. Immer wieder tauchte sie auf, und ich fühlte mich allmählich schuldig, also behielt ich sie. Andere Sachen haben in den Jahren seit seinem Tod ihren Weg zu mir gefunden, seine Briefmarkenalben, ein paar Fotos, Bücher über Berge – und natürlich der Koffer, den ich nicht geöffnet habe.

Der Koffer ist zu groß und unhandlich, es kann also nicht derjenige sein, mit dem mein Vater die Grenze hinaus aus seiner Kindheit überquert und entdeckt hat, welch trauriger Ort die Welt sein kann. Ich weiß nicht, an welchem Punkt seines Lebens er ihn erworben hat. Er landete einfach auf einem Dachboden und wurde etwas Praktisches, in das man Sachen hineinlegen konnte, das macht ja einen Koffer aus. Man hat mir bloß gesagt, er sei mit Papieren vollgestopft – Briefe, Dokumente, Fotos –, und meine Stiefmutter habe das nicht durchsehen wollen. Das also ist mein heikles Erbe: die Überbleibsel



der Verwirrungen und Verstreuungen eines in Auflösung verbrachten Lebens.

Bis vor kurzem habe ich gar nicht über den Koffer nachgedacht, aber dann kam es mir plötzlich in den Sinn, dass dies eine Art bemühtes Nicht-Nachdenken war; dass ich mich lange Zeit darauf konzentriert habe, ihn zu vergessen. Sonderbar, ich weiß nicht mehr, was es war, das mir diese Erkenntnis brachte. Ich erinnere mich bloß an das taumelige Gefühl, die sie begleitete, als würde man von einem Buckel auf der Fahrbahn hochgehoben, den man nicht gesehen hat, weil man gerade am Autoradio herumdrehte.

Nun ertappe ich mich, wie ich im Dilemma zweier widerstreitender Antriebe feststecke: wissen zu wollen, was im Koffer ist, und es nicht wissen zu wollen. Meine Hoffnung ist, dass der Koffer, wenn ich ihn öffne, einen Weg über eine Grenze zeigt, um meinen Vater kennenzulernen, der mir im Leben ein Unerkennbarer war. Eine Lücke in der Wand, ein Loch im Maschendrahtzaun würde genügen. Dann könnte ich vielleicht etwas – was? – aus der Verrückung zurückholen. Doch ich zögere an der Schwelle dieser Reise; sie erfüllt mich mit Bedenken. »Kenne deine Grenzen«: Wie oft hörte ich in meiner Kindheit Erwachsene das zu mir sagen, immer nur als Vorwurf gebraucht für irgendeine Art unangemessenen Verhaltens. Ich mochte es nie, wenn man mich darauf hinwies, meine Grenzen zu kennen, aber ich habe allmählich verstanden, auch wenn ich es nicht gerne akzeptiere, dass Grenzen riskante Orte sind und dass wir sie auf eigene Gefahr überqueren. Sie sind *geheiligt*, »abgehoben«, genau durch Trennung definiert, weswegen wir ihre Abwehrmechanismen für sakrosankt halten. Wir lehren uns selbst die Grenzen unseres Lebens, indem wir die Grenz-

steine abklopfen, in der Vergangenheit buchstäblich, heute meist symbolisch und oft so gewohnheitsmäßig, dass es uns gar nicht bewusst ist. Und hier stehen wir, getrennt und abge-sondert.

Da mein Vater so äußerst sparsam über die Vergangenheit sprach, wusste ich immer, dass es vieles gab, das er vergessen wollte, und doch sagt mir der Koffer, dass er die Kunst des Loslassens nicht erfasst hatte. Stöbere ich in seiner Welt, seinen Sachen herum, sehe ich womöglich mehr, als ich aufnehmen kann; ich könnte auf die privaten Turbulenzen treffen, die eine Beziehung mit ihm so zufällig, so fragil machten. Oder ich könnte einen Schatz finden, ein Geschenk, einen Ersatz für das, dessen Abwesenheit, dessen Verlust ich spürte, was immer es auch war. Vielleicht ist dies das größere Risiko: etwas zu finden, statt nichts zu finden, zu realisieren, dass das, was ich am meisten wünschte, immer da war.

Mit beunruhigender Klarheit, die so weit geht, dass ich die Webart des Teppichs unter meinen bloßen Füßen spüre, erin-nere ich mich an den Moment, als ich die Liebesbriefe meines Vaters an meine Mutter entdeckte. Ich war damals etwa zehn, trödelte in seinem Haus in Wiltshire herum, in das er nach der Scheidung gezogen war, und war in Lauerstimmung. Er arbeitete im Garten, und ich war sauer, dass er nicht kapierte, wie sich die Stunden für ein gelangweiltes Kind ziehen. Da ich nichts Besseres zu tun hatte, klappte ich die Verschlussplatte seines georgianischen Schreibtischs herunter und begann die winzigen Schubladen herauszuziehen. Federn, Bleistifte, Gum-mibänder, Büroklammern, Briefmarken. Thackerays »Nipp-sachen«, was man eben in einem Schreibtisch erwartet. Aber dann ein Bündel Briefe, mit einem Band verschnürt, das ich

sorgfältig aufknüpfte, nachdem ich mich vorher umgewandt hatte, um zu sehen, wo die Gestalt mit dem Rasenmäher gerade war. Er hatte mir den Rücken zugewandt, ein vertrauter Anblick.

»Darling Dodo«, gefolgt von Liebesergüssen in seiner winzigen, verkrampften Schrift, die am Ende jedes Briefes weiter lief und am schmalen Rand nach oben, quer hinüber und auf der Seite nach unten. Dass es zwischen meinen Eltern jemals Liebe oder Zärtlichkeit gab, war bis zu diesem Punkt ein sorgsam gehütetes Geheimnis gewesen. Für mich war es ein unvorstellbares Hinterland zu den Stürmen mit wütendem Geschrei, zugeknallten Türen, eisigem Schweigen. Aus dieser Enthüllung war keine Freude, kein Trost zu holen. Ich hatte einen Blick auf die Briefe riskiert, und sie hatten mir die Geschichte geraubt, in der ich mich eingerichtet hatte, und sie durch etwas ganz und gar Unheimliches ersetzt.

Als Kind hatte ich so halb und halb eine Reihe von Zerrütungen mitbekommen, die Leute aus ihrem Lebenszusammenhang gerissen hatten. Da war Cousine Katja, die einmal irgendwo als Gräfin gelebt hatte, jetzt aber auf ein einziges Zimmer im schäbigen (wir schrieben die 1970er) South Kensington beschränkt war. Das sei, so erklärte meine Mutter, ein Wohnschlafzimmer, also man wohnte und schlief gleichzeitig dort. An der hinteren Wand befand sich hinter einem an einer durchhängenden U-förmigen Plastikschiene befestigten Vorhang eine rudimentäre, nicht eingebaute Küche. Am Gang war ein Badezimmer, das Katja sich mit den anderen Wohnschlafzimmerbewohnern teilte, und in einem eigenen Kämmerchen eine Toilette mit einem an der Wand befestigten Spülkasten, von dem eine lange Kette mit einem zapfenförmigen Messing-

griff hing; er ähnelte allerdings sehr einer Scheißewurst, und ich mochte ihn nie anfassen. Katja hatte kein Geld, also fertigte sie wunderschöne Keramikteller und verkaufte sie. Sie erzählte meiner Mutter von verschiedenen Leuten, die sie in ihrem anderen Leben gekannt hatte, und äußerte sich sehr abschätzig über eine Fürstin Irgendwas-Metternich, die mit einer Schubkarre voller Schmuck von irgendwoher (wovor, wusste ich nicht) geflüchtet war.

Es gab anschaulichere Begegnungen mit Trennungen, als deren Ursache ich allmählich »den Krieg« erkannte. Sean Crampton hatte ein Bein verloren (die Prothese, die immer an demselben braunen Halbschuh befestigt war, pflegte er nachts hinter einem Vorhang abzustellen, nur der Fuß lugte hervor, um Einbrecher abzuschrecken); Roger Lloyd einen Arm (ursprünglich dachte ich, sein riesengroßer Hund Gozo – so wild, dass man ihn auf einem aufgelassenen Tennisplatz unterbringen musste – habe ihm den Arm aus dem Gelenk gerissen und aufgefressen); Robert Crabbe hatte einige Zehen eingebüßt, das hielt ich für nicht allzu schlimm, bis er erklärte, dass man sie für das Gleichgewicht benötige (ich kannte Gleichgewicht im negativen Sinn, dass man nämlich nicht genug davon habe; deshalb die peinlichen Stützräder, die an meinem Fahrrad befestigt waren).

Irgendwann gab man mir zu verstehen, dass der Hintergrund des Krieges ein vorangegangener Krieg war, der Erste Weltkrieg – den meine Großmutter mit der kristallscharfen Aussprache »Fast« statt »First« nannte –, eine sehr schmutzige Angelegenheit und der Grund dafür, dass Harry Clacks Lungen grün geworden waren. Harry arbeitete in der Töpferwerkstatt am Familiensitz meiner Großmutter und hustete immer

und immer wieder Senfgas-Schleim aus. Das ersparte ihm, in den zweiten Krieg einrücken zu müssen, der eine Reprise des ersten war, doch größer; einige Leute allerdings, die wir kannten, etwa Chorherr Pickering, hatten an beiden teilgenommen.

Diese Kriege waren für mich in meiner Kindheit weiter entfernt als der Battersea-Jahrmarkt, der einen weit größeren Teil meiner Phantasie und meines Denkens in Beschlag nahm und dessen Attraktionen, hochgerühmt von meinem älteren Bruder Alexander, der tatsächlich dort gewesen war, ich nie erleben sollte. Ich hatte keine Ahnung, dass mein Vater mit seinen intakten Gliedmaßen von demselben Ereignis fertiggemacht worden war, das Sean sein Bein, Roger seinen Arm und Robert seine Zehen gekostet hatte. Ich hatte keine Ahnung, dass mein Vater, der nach der Kirche am Sonntag dem Vikar Sherry einschenkte, jemand anderer war als »einer von hier«. Donald Saunders sah so aus und klang so wie die anderen Gäste, die aus liliputkleinen Gläschen Tio Pepe (medium oder dry) schlürften und plauderten, während Alexander und ich die glänzenden Erdnüsse herumreichten (kahl, wie der Vikar), nachdem wir Hände voll für uns selbst rausgeschaufelt hatten.

Na ja, Daddys Mutter war anders. Sie sprach mit starkem Akzent, rezitierte Sprichwörter in diversen Sprachen, die wir nicht verstanden, und seufzte um Orte und Sachen, die sie seit langem verloren hatte. In unserem artigen englischen Leben war sie offensichtlich fehl am Platz, eine Ausländerin, deren Existenz um neuralgische Punkte namens *Apfelstrudel* und *Riiii-schard Schtrauss* herum geformt und organisiert war. Um ihr eine Freude zu machen, mussten wir uns das gesamte im Fernsehen übertragene Neujahrskonzert der Wiener Philhar-

moniker ansehen (kalenderdefinierte Nostalgie), das war unendlich langweilig, während sie die *gemütlichen* Walzer mitsummte, ihre tränennassen Augen zum Himmel irgendwo über dem niedrigen Balkenplafond im Haus ihres Sohnes in Wiltshire hob und sagte: *Mein Gott, mein Gott.*

Obwohl ich das Ausländische meiner Großmutter als Faktum akzeptiert hatte – ich war mir vage bewusst, dass sie aus der österreichisch-ungarischen Monarchie stammte, wo es Kurorte und »Konzertpaläste« gab, die aber nicht mehr existierten –, war es mir nicht in den Sinn gekommen, diese Beobachtung auch auf meinen Vater anzuwenden, der englisch klang und dessen Vorstellung von legerer Kleidung am Wochenende darin bestand, ein Halstuch statt einer Krawatte zu tragen, selbst wenn er den Rasen mähte. Zum Beweis führe ich die Kragenstäbchen und Manschettenknöpfe an, die klassischen Oxford-Schuhe aus der Jermyn Street, die Rasierseife von G.F. Trumper in der Holzschale, das Stadtbüro mit dem auf Hochglanz polierten Schreibtisch, der ledernen Löschblattunterlage, der Vertäfelung und der Sekretärin im Vorzimmer, die uns am Telefon durchstellte, das wunderbar gepflegte Rover-Coupé mit den knisternden Ledersitzen, das Abo des *Spectator*, das Töpfchen mit Anchovispaste im Kühlschrank.

Was du zu wissen glaubst, das weißt du nicht. Mir war absolut nicht bewusst, dass mein Vater einen Akzent hatte, bis ich auf der Uni war und eine Freundin, die ihn kennengelernt hatte, mich fragte, woher er sei. Da war es, das weiche, rollende Gaumen-R, das wie eine sanfte Brise durch die unvollkommene, defensive Konstruktion des Engländertums entwich – natürlich hatte ich es gehört, mein Leben lang hatte ich es gehört, bis zu jenem Moment hatte ich das nie als Anzeichen der Fremd-

heit registriert. Das englische Wort »foreigner« für Fremder, Ausländer hat seine Wurzel im Lateinischen: *foris* ist die Tür, *foris* oder *foras* bedeutet draußen. Plötzlich ging eine Tür auf, und ich sah ihn, weniger als Fremden, denn das war er immer gewesen, doch als einen in der Flora und Fauna seiner Fremdheit situierten Ausländer.

Natürlich hatte ich neben der Anchovispaste die Dose mit der pudierzuckerbestäubten Halva gesehen, die Päckchen mit Röstzwiebeln; ich war mit meinem Vater in seinem Geburtsort in Rumänien gewesen und hatte die Stätten seiner Kindheit gesehen, nicht einmal, sondern zweimal; zusammen mit Alexander war ich mit ihm in den uralten Wäldern gewesen, hatte Walderdbeeren gepflückt und mit einem Stein Haselnüsse aufgeknackt. Ich hatte ihm geholfen, die Schachteln mit Weihnachtsgeschenken für unsere hinter dem Eisernen Vorhang feststehenden Verwandten zu packen – Schokolade, Vitamintabletten, Medikamente, Marmite, Marmelade, Dosen-sardinen, Päckchensuppe, Strümpfe. Aber durch irgendeinen Abspaltungstrick waren diese Sachen nur am Rand der Landkarte meines Vaters aufgetaucht. Zumindest bis zu jenem Tag, als meine Freundin gefragt hatte: »Woher kommt dein Vater?« Seitdem sind mehr als dreißig Jahre vergangen, und immer noch verharre ich in jenem Zustand aufgeschobenen Verstehens, wie die verzögerte Reaktion nach dem Drehen der Schiffsschraube oder dem Ziehen an einem Glockenseil. Wo kam er her? Warum muss ich das wissen? Wird es mir dann besser gehen?

Wenn ich ans Erinnern denke, dann höre ich eine Schallplatte auf einem Plattenspieler. Mein Vater hat das Zimmer verlassen – da zu sein war immer nur ein Vorspiel zum

Weggehen –, und ich sitze alleine da, ein junges Mädchen, und lausche mit wachsender Beklommenheit der Melodie einer rumänischen Panflöte. Dies ist die Musik ruheloser Seelen: drängende, melancholische Schlenker in einem Moll-Ton, eine endlose Klage, manchmal so deprimierend, dass einer ihrer größten Vertreter, Rezső Seress, bekannt vor allem für sein Lied »Gloomy Sunday«, sich durch einen Sprung aus dem Fenster umzubringen versuchte (an einem Sonntag). Bis zum heutigen Tag ertrage ich es nicht, diese Musik zu hören. Sie ist durch Geister geschaffen, die ihre Ketten – und Koffer – hinter sich herzerren, elend und ungeliebt. Die Toten können nicht sprechen, aber sie sagen uns etwas, ein ums andere Mal: *Denkt daran, dass wir tot sind*. Was sollen wir damit anfangen?

Ständig schrieb mein Vater Listen. Das war, glaube ich, eine Art versicherungsmathematischer, allzu entschlossener Versuch, das Unerwartete abzuwenden, Teil eines umfassenden Schemas, die Welt um Fixpunkte herum zu organisieren. Da waren Listen der Tage, die wir wie geplant bei ihm verbringen sollten, Monate im Voraus angefertigt und fotokopiert für alle Beteiligten – Alexander, mich, unsere Mutter, unsere Internate, damit sie wussten, wer uns abholen und zurückbringen würde. Listen mit Weihnachtsgeschenken: an wen, wie viel ausgegeben, von wem, erledigte Dankschreiben, noch zu verfassende Dankschreiben. Und vor einer Reise immer Listen mit Sachen.

Im Frühstadium seiner Demenz, als alles weit Entfernte näher zu kommen schien, verkündete er einmal, als wir nach dem Sonntagessen den Abwasch erledigten, dass er Erinnerungen an seine Kindheit verfasse. Er ging in sein Arbeitszimmer und kam mit einer Liste zurück, die etwa acht Punkte umfasste



und ein Viertel einer linierten A4-Seite bedeckte. Ich erinnere mich nur an eine Zeile, dass Walderdbeeren zu pflücken seien, und eine andere, einem Rad nachzujagen, das durch ein Maisfeld kollerte, nachdem es von einem Auto gesprungen war, das sein Vater chauffierte. Ich warf bloß einen kurzen Blick auf die Seite, die er vor mir schwenkte (es kam ungelegen, ich hatte die Hände immer noch im Spülwasser), ermutigte ihn, weiterzuschreiben, und sagte, er solle sich einen sicheren Platz für seine Aufzeichnungen suchen, es wäre schade, wenn er sie verlöre. Im Nachhinein betrachtet ein dummer Rat, denn wahrscheinlich legte er das A4-Blatt an einen sorgsam ausgewählten – und sofort wieder vergessenen – neuen Platz. Unvermeidlicherweise ging es verloren, aber ich denke, es ist nicht unmöglich, dass es wie die gläserne Ente wieder auftauchte. Es mag seinen Weg in den Koffer gefunden haben.

Wenn ich gerade nicht in den Koffer schaute, konsultierte ich andere Quellen – Peter, den jüngeren Bruder meines Vaters, jetzt robuste 87; Familienfotos; die Briefmarkenalben; offizielle Unterlagen; die Koffer anderer Leute; Bücher; beinahe unlesbare Notizen, die mir meine Mutter zukommen ließ; sie hat ein Loch in der Makula und ein scharfes Gedächtnis und nennt sich selbst »Forschungsabteilung«. Das alles ist die Art Zeug, das uns die Methode schenkt, unser Unwissen über die Vergangenheit zu organisieren. Es ist in den Worten von Hilary Mantel »die Aufzeichnung dessen, was noch auf der Schallplatte ist. Es ist der Plan jener eingenommenen Positionen, wenn wir die Platte anhalten, um sie zu notieren. Es ist das, was im Sieb verbleibt, wenn die Jahrhunderte hindurchgeronnen sind – ein paar Steine, Schnipsel von Schriften, Stoffetzen. Es ist nicht mehr ›die Vergangenheit‹ als eine Geburts-

urkunde eine Geburt ist oder etwas Niedergeschriebenes eine Aufführung oder eine Landkarte eine Reise.«

Aus diesen Überresten können wir die Vergangenheit nie ganz wiedergewinnen – das ist sicher ein Segen, denn die Vergangenheit in all ihren Details würde die Gegenwart überwältigen –, aber das hält uns nicht davon ab, es zu versuchen.

## **Anfänge**

Zwei Geburten. Die erste ist jene von Groß-Rumänien, gezeugt in einem komplizierten Koitus auf der Friedenskonferenz von Versailles 1919, sicher entbunden als fünftgrößtes Land Europas im Juni 1920. Zum Erfolg verdammt. Die zweite Geburt ist jene von Donald Robin Słomnicki am 3. Februar 1931 in einer Kleinstadt nahe Bukarest. Vater Joseph Słomnicki, polnisch-russisch-jüdischer Herkunft, eingebürgerter Brite; Mutter Elena Słomnicki, geborene Hotz, österreichisch-deutsch-schweizerisch, Nichtjüdin, eingebürgerte Britin. Beide ausgebildet in Sachen Krieg und Kofferpacken und der schieren Unzuverlässigkeit von Grenzen. Heimat ist etwas, das kommt und geht, es ist ein einstweiliger Ort.